



Schlagzeuger bei einer Session im Moskauer „Rock-Laboratorium“, tanzende Jugendliche in der Diskothek „Lux“, Gitarris

Das andere Moskau

SPIEGEL-Redakteur Andreas Lorenz über den Alltag in der sowjetischen Hauptstadt (II)

In einem alten gelben Eckhaus am Kruzitski-Wall befindet sich die Kantine Nr. 3 des Proletarski-Bezirks. Hier können Arbeiter und Angestellte von den benachbarten Baustellen und Kleinbetrieben zu Mittag essen.

Der Speisesaal, russisch „stolowaja“, hat in der Umgebung keinen guten Ruf. „Um den machen sogar die Hunde einen Bogen“, sagt ein Angestellter.

Tatsächlich ist die Kantine schmutzig, die Toilette wegen Renovierung mit einer Holzlatte verbarrikadiert. Auch die Küche macht einen düsteren Eindruck. Ein großer Blechtopf mit Suppe steht auf dem Boden.

Am Eingang hängt die Speisekarte. Koch Kusmin, verkündet sie, hat an diesem Tag unter anderem „Tefteli“ (Buletten mit Brühe), „Kabatschki“ (gekochten Kürbis) und Schnitzel aus Kohl im Programm. Als Getränke sind Tee oder Granatapfelsaft erhältlich.

Die meisten Kunden nehmen sich nach gut russischer Tradition an der Ausgabe Suppe, eine dicke Scheibe Brot, eine Hauptspeise und als Nachtisch einen Quarkauflauf mit Sahne.

Messer gibt es nicht, das übrige Besteck ist aus biegsamem Blech. Die 20 Tische sind gut besetzt.

Eine Kundin im schwarzen Arbeitskitel bemüht sich vergebens, das Brot zu brechen, schließlich beschwert sie sich bei der Kassiererin: „Also wirklich, was habt ihr heute wieder für Brot.“

Bevor sie ihre Suppe löffelt, putzt sie das Besteck mit der Serviette ab. Der Genuß währt nicht lange: Die Kartoffeln in der Kohlsuppe seien „halbgar“. Und überhaupt: „Was machen Kartoffeln in einer Kohlsuppe?“

Dafür ist das Essen billig. Zwei Buletten, die viel Brot enthalten, ein Salat aus leicht angewelkten Gurken, Quarkauflauf und ein Glas Tee kosten 54 Kopeken, umgerechnet rund 1,50 Mark.

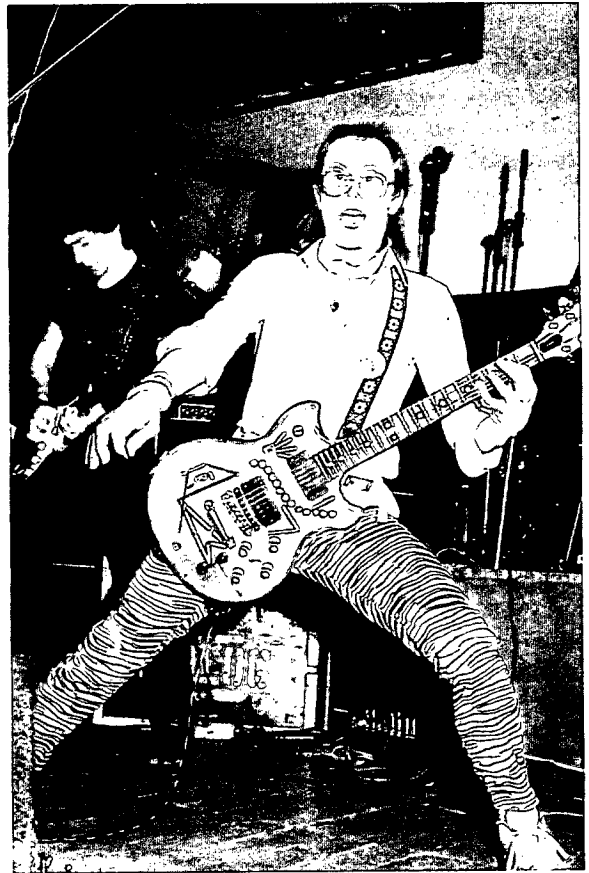
Freundlicher, wenn auch nicht unbedingt ein Ort zum Wohlfühlen, ist die Kantine in einer Fabrik ohne Namen in der Woronzow-Straße 16. Hier verkehren neben den Arbeitern Polizisten von der gegenüberliegenden Wache, Soldaten, Angestellte aus einer Bauverwaltung, Mediziner aus der nahen 17. Beratungsstelle für Haut- und Geschlechtskrankheiten.

Kaum jemand gibt seinen Mantel an der Garderobe ab, wie es ein Schild verlangt. An der Ausgabe stehen frei zugänglich einige Sorten Salat, Suppen und mehrere Hauptgerichte wie Makrelenfilet oder Nieren mit Kartoffelpüree, Tomaten-Zwiebel-Salat, eine Kohlsuppe mit einem Stück Fleisch. Die Nieren, Brot, ein Stück Kuchen und ein Glas Saft kosten einen Rubel, knapp drei Mark.

Gemütlicher ist es in einer „Pizzeria“ an der Nowospasski-Brücke, in der sich tagsüber kaum jemand einfindet. Die Wände sind holzgetäfelt, auf den Tischen liegen rotweiße Decken. An der Bar gibt es Pepsi-Cola und zuweilen tschechisches Bier sowie kubanischen Orangensaft, den die Bedienung verdünnt serviert.

Zur Auswahl stehen drei Sorten Pizza: mit Champignons, Tomaten oder Ei. Sie erinnern mehr an zentralasiatische Fladenbrote als an das italienische Nationalgericht. Sie sind klein, der Boden ist dick und der Verzehr kann heftiges Bauchgrimmen verursachen. Der Preis: zwischen 1,60 und 1,80 Rubel.

Abends verwandelt sich die Pizzeria in eine kleine Diskothek. Kunden sind gut



der Gruppe „EVM“: „Touch Me, I Wanna Feel Your Body“

gekleidete junge Leute um die Dreißig. Manchmal steht auf den Tischen eine Flasche Cinzano für zehn Rubel, manchmal ist auch italienischer Roséwein da.

Wie in jedem Restaurant Moskaus beginnt solch abendliches Vergnügen mit Anstehen, es sei denn, man ist mit dem Türsteher bekannt oder kann ihn mit einem „Tschervonez“ (Volksmund für einen Zehn-Rubel-Schein) bestechen.

So geht es auch vor dem Restaurant „Polonaise“ in der Marxistkaja-Straße zu. Es wirkt mit seinen braunen Serientischen und dem gefliesten Boden wie eine leicht heruntergekommene Vorstadt-Wirtschaft. Das Publikum ist untere Mittelschicht – junge Arbeiter, sogenannte Limittschiki, die nur für eine bestimmte Frist in Moskau arbeiten dürfen und meist in Wohnheimen leben, Sekretärinnen und Männer, die so aussehen, als ob sie nichts gegen ein Schwarzmarkt-Geschäftchen hätten.

Der Restaurant-Verwalter empfängt die Gäste an einem Sonntagabend mit den entschuldigenden Worten: „Wir haben aber nur armenischen Kognak.“ Eine Flasche kostet 20 Rubel. Das billigere Nationalgetränk Wodka ist wegen der Anti-Alkohol-Kampagne nicht zu haben.

Die Speisekarte ist nicht sehr reichhaltig: Als Hauptspeise gibt es nur „Huhn tabaka“ – gebraten mit viel Knoblauch, Zwiebeln und eingelegten Tomaten. Dazu serviert der Kellner künstlich schmek-

kende Himbeerbräuse Marke „Waldbeere“. Kaffee ist nicht im Angebot.

Das Kulinarische ist für die Gäste in den meisten Restaurants Moskaus ohnehin nur zweitrangig: Die Gaststätten sind in erster Linie Orte zur Partnersuche.

Ab sieben Uhr beginnt die Band zu spielen. Die drei Kellner schleppen Hühnchen und Kognak heran, die Männer mustern die weiblichen Gäste, die sich ebenfalls, wenn auch nicht flaschenweise, Kognak einflößen.

Nach rund anderthalb Stunden kommt Stimmung auf: Das Orchester spielt, wie überall in der Sowjet-Union, russische und italienische Schlager sowie einige westliche Hits. Frauen tanzen zunächst miteinander, auch männliche Paare finden sich, was in sowjetischen Restaurants nicht ungewöhnlich ist.

Als die Band den Sowjet-Hit des Jahres „Montag den zweiten fahr' ich nach Komarowo“ anstimmt, tobt der Saal und einige Pärchen gehen an den Tischen, ungeachtet der hellen Beleuchtung, in den Clinch.

Kurz vor 23 Uhr beendet die Kapelle ihren Auftritt. Die Musiker bleiben noch auf der Bühne und warten auf Extrabestellungen, die von den Kunden, verbottenerweise, bezahlt werden müssen.

Am Eingang erscheinen zwei Streifenpolizisten, was einige Gäste dazu zwingt, die beim Kellner illegal erworbene Flasche Kognak für die Fortsetzung des Vergnügens in den eigenen vier Wänden

an den Uniformierten vorbeizuschleusen.

Um die Jugend vor Suff und schlechten Kontakten zu bewahren, organisieren die Fabriken in den werkseigenen Klubhäusern und Kulturpalästen regelmäßig „Diskotheken“, wie an einem Sonntagabend im Klubhaus „Chimik“ (Chemiearbeiter) in der Schukow-Passage.

Die Disko, Eintritt 95 Kopeken, bedeutet für die zwischen 16- und 25-jährigen allerdings nicht nur Tanz und Vergnügen.

Denn bevor der Diskjockey die ersten Scheiben auflegt, hat die Partei die Propaganda gesetzt. Deshalb hören im Kinosaal des Klubhauses die Jugendlichen zunächst einen Vortrag über die „Rolle der Jugend im sozialökonomischen Prozeß der Beschleunigung“ – ein Schlagwort, mit dem die KPdSU unter „Gensek“ (Sowjet-Jargon) Gorbatschow die Wirtschaft des Landes nach vorn bringen will.

Referent ist ein junger Mann in braunen Cordjeans und Pullover, eine Kladde mit Notizen in der Hand. Die jugendlichen Zuhörer hängen lässig im harten Kinogestühl und benehmen sich wie aufmüpfige Pennäler. Sie zeigen deutlich ihr Desinteresse, schwatzen miteinander, winken sich zu. Die Jungen versuchen, mit den Mädchen zu flirten.

Sogar ein Hauch von Aggression ist im Saal zu spüren: Einige klatschen demonstrativ an der falschen Stelle, etwa wenn

der Redner beklagt, 45 Prozent der im Bezirk hergestellten Waren entsprächen nicht den geforderten Qualitätsmerkmalen. Applaus gibt es auch, wenn von der Nichterfüllung von Plänen die Rede ist.

Als der Redner einige Mädchen zu mehr Ruhe mahnt, machen sie abfällige Handbewegungen in seine Richtung. Die eher rhetorisch gemeinte Frage, wann die Jugendorganisation der Partei, der Komsomol, gegründet worden sei, bleibt unbeantwortet – von Autorität der Partei ist im „Chimik“ an diesem Abend wenig zu spüren.

Mit kaum verhohlener Erleichterung strömt das Publikum dann in den benachbarten Disko-Saal, einen hohen Raum, geschmückt mit einer großen Glasmalerei, auf der Arbeiter mit roten Fahnen und die Worte „Kommunismus“, „Friede auf Erden“ sowie die Formel der Einsteinschen Relativitätstheorie $E=m \cdot c^2$ zu sehen sind.

Kaum ertönt Musik aus den Lautsprechern, ist die Tanzfläche voll und bleibt es den ganzen Abend. Neben Paaren tanzen ganze Cliquen zusammen. Wer ein Mädchen kennenlernen will, stellt sich einfach dazu.

Mädchen fordern auch ohne Verlegenheit junge Männer auf. Die Sowjet-Teenies sind stark geschminkt, manche haben Schleifen im Haar, offensichtlich um westliche Pop-Mode zu imitieren. Einige tragen nach Art der westlichen Punk-Mode schwarze Lederhandschuhe. Einem jungen Mann stehen die Haare in Büscheln vom Kopf ab.

Im ersten Stock verkaufen Angestellte hinter der Kaffeemaschine „Budapest“ Mineralwasser und zypriotischen Traubensaft in Pappbechern. Alkoholausschank ist verboten, ab und an wirft ein Milizionär einen prüfenden Blick auf den Verkaufsstand.

Die Musik ist laut und westlich. Zwar sind sämtliche Titel von der staatlichen Plattenfirma „Melodija“ und einer Kommission des Komsomol genehmigt worden, doch auch hier unternimmt die Partei, wie auch auf Theater- und Film Bühnen, in letzter Zeit Lockerungsübungen.

Am ganzen Abend ertönen höchstens fünf sowjetische Titel, sonst dröhnt Heavy-Metal- und Gebrauchs-Rock, etwa von der westdeutschen Gruppe Modern Talking oder von Samantha Fox, aus den Lautsprechern: „Touch Me, I Wanna Feel Your Body.“

Derzeit zerbrechen sich die Komsomol-Organisationen des Proletarski-Bezirks und der umliegenden Rayone darüber den Kopf, wie sie die anschwellende Heavy-Metal-Welle eindämmen können, die Stimmung und Gefühle der Moskauer Arbeiterjugend trifft.

Dabei wollen die Jugendfunktionäre im Schdanow-Bezirk nicht mehr mit Verboten arbeiten, sondern ihre Klientel selbst mit der begehrten Musik aus dem Westen versorgen, sie aber gleichzeitig über die angeblich schädlichen und dekadenten Texte aufklären.

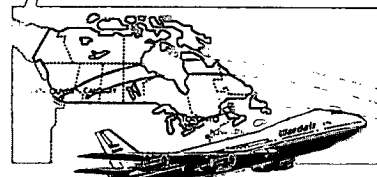
Die „Komsomolskaja prawda“ einschichtig: „Es ist leicht, den Westen zu beschuldigen, unsere Jugend negativ zu beeinflussen, und gleichzeitig der Jugend vorzuwerfen, daß sie sich davon angezogen fühlt. Komplizierter ist es schon, die Gründe herauszufinden, warum sie sich anziehen läßt.“

Liberaler geht es unter Gorbatschow nun auch in der sowjetischen Rockszene zu. Jüngst veranstaltete ein offizielles „Rock-Laboratorium“ im Kulturhaus des „Moskauer Instituts für Transport-Ingenieure“ eine Session bis dahin verpönte Untergrund-Gruppen aus Moskau und Leningrad wie „Kino“.



Kantine im Proletarski-Bezirk: „Also wirklich, was habt ihr heute wieder für Brot“

Canada erleben.
Zu Preisen wie noch nie.



Urlaub in Canada. Ein faszinierendes Erlebnis, das so preiswert geworden ist wie noch nie. Mit dem Flug fängt es an: Bei Wardair sind die Flugpreise jetzt noch günstiger. Nach Toronto z.B. fliegt die Wardair schon zu einem sensationellen Preis unter 1000,- DM.

Checken Sie ein bei Wardair. Es erwartet Sie ein First-Class-Service zum Charter-Preis. Sie sitzen auf extra breiten Wardair-Sesseln und hören Musik aus elektronischen Kopfhörern. Wählen können Sie zwischen zwei Menüs, die auf wertvollem Porzellan serviert, und vielen köstlichen Desserts, die vom Wagen gereicht werden.

Wardair fliegt Sie in komfortablen, vierstrahligen Boeing 747-Jets und ist mit einer Freigepäckmenge von 64 kg in 2 Gepäckstücken nicht zu schlagen.

Auch in Canada selbst müssen Sie auf die Wardair-Klasse nicht verzichten. Hotels und Mietwagen können Sie über Wardair Holidays buchen.

Lassen Sie sich von den vernünftigen Preisen in Canada überraschen: Der Canada-\$ liegt etwa 35% unter dem US-\$, sein DM-Kurs ist heute 40% günstiger als noch vor 2 Jahren. Genauso günstig wie die vielen Angebote in Canada, für die Sie hier nur einige Beispiele finden.

Ihr Canada-Urlaub beginnt schon in Deutschland. In Ihrer Wardair 747, in der Sie im Flug verwöhnt werden.

Frankfurt-Toronto-Frankfurt

ab 999,- DM

Frankfurt-Edmonton oder

Calgary-Frankfurt ab 1319,- DM

In einem weiten Land bringt Beweglichkeit weiter. Ihr Mietwagen, den Sie schon hier buchen können, erwartet Sie in Canada am Flughafen.

Kosten pro Woche: ab 270,- DM
(inkl. 1500 Freikilometern)

Fahren, wohin Sie wollen, übernachten, wo es Ihnen gefällt – überall finden Sie gut ausgestattete, preiswerte Motels mit Doppelzimmern für 2 Personen ab 80,- DM

Vorzügliches Essen ist eines der typisch canadischen Angebote. Ein köstliches Lobster-Dinner können Sie genießen – schon ab 30,- DM

Weitere Informationen und Angebote bekommen Sie von Ihrem Reisebüro oder von uns. Schicken Sie einfach den Coupon an

Wardair, Abt. B 3.2,
Mainzer Landstraße 27-31, 6000 Frankfurt/M. 1

Bitte senden Sie mir Unterlagen über

☐ Toronto ☐ Calgary/Edmonton ☐ Vancouver

Name

Straße

PLZ/Ort

Wardair

„Schwarzer Kaffee“ oder „Swukimu“ – mit viel Polizei auf der Straße und viel Stimmung im Saal, der voller Symbolik mit Verbotsschildern und grauen Puppen geschmückt war. Mittlerweile durften einige dieser Gruppen sogar im Fernsehen auftreten.

Wie die Bemühungen aufgeklärter Genossen, mehr an die Jugend heranzukommen, zunichte gemacht werden, zeigt sich nach der Disko im Klubhaus „Chimik“. Der Abend endet mit von der Polizei provozierten Szenen. Die ist mit sieben Streifenwagen aufgefahren – offenbar, um Schlägereien zu verhindern. Die Menge ist jedoch friedlich.

Als die Jugendlichen Richtung Straßenbahnhaltestelle und U-Bahnstation „Proletarskaja“ strömen, rollen drei Milizautos langsam nebenher. Ein Milizionär fordert dazu auf, den Bürgersteig zu benutzen, was wegen der Enge und der ruhigen Verkehrslage eigentlich nicht nötig ist. Aus der Menge ertönen vereinzelt Pfiffe.

Plötzlich schießt ein Fahrzeug auf eine Gruppe zu. Uniformierte springen heraus und greifen sich ohne erkennbaren Grund zwei junge Männer. Einer wird in den Wagen gestoßen, der andere kann sich dank eines entschlossenen Mädchens, das sich zwischen ihn und den Polizisten schiebt, verdrücken.

Wenige Minuten später die gleiche Szene: Ein Jugendlicher versucht zu fliehen, wird aber nach hundert Metern von zwei Beamten eingeholt. Bevor er in den Polizeiwagen geschoben wird, kassiert er noch einen Faustschlag in die Rippen.

Die Zuschauer sind verunsichert. Einige lachen, die meisten setzen ihren Weg fort. Nur einige junge Frauen protestieren: „Was soll das? Die Leute haben nichts getan, nicht einmal laut gerufen.“

Antwort des Uniformierten: „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, gehen Sie nach Hause, gehen Sie schlafen.“

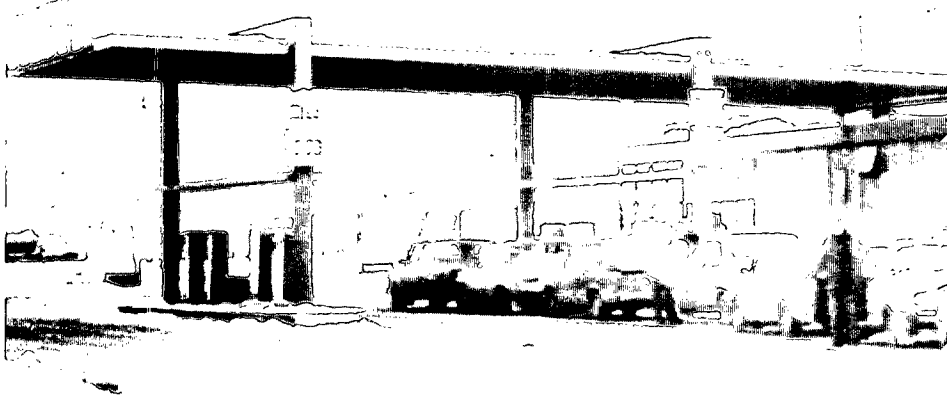
★

Mütterchen Moskau sei oft hart zu seinen Bürgern geworden, klagen alte Moskauer. Es ist aber wohl so, daß die Moskower sich bei vielen Gelegenheiten selbst quälen.

Das Mädchen, das am Vorabend von einem sturen Türsteher gezwungen wurde, stundenlang vor einem Café im Schnee zu stehen, zahlt am nächsten Tag mit gleicher Münze heim: Mit aufreizender Langsamkeit schreibt es hinter seinem Sparkassenschalter Zahlen in eine Kladde, obwohl viele Menschen warten.

Oder es näht ungeachtet der Kunden in aller Ruhe Quittungen zusammen, weil in ganz Moskau keine Büroklammern zu haben sind. Oder es schließt um Punkt elf Uhr das Kontor, weil ihm eine Teepause zusteht.

Autos müssen an Tankstellen warten, weil gerade Nachschub gekommen ist.



Autoschlange vor Moskauer Tankstelle: Die Kollegin weigert sich, die Benzinpumpen

Die Tankwartin kontrolliert das Auffüllen, ihre Kollegin weigert sich, die Pumpen der Benzinsäulen anzuwerfen. Sie ist nur für den Verkauf von Öl zuständig. Der Polizist am Flughafen wehrt die Auskunft nach einem Schalter: Er ist Polizist und kein Aeroflot-Angestellter.

Auf die Stimmung drückt die Allgegenwart der Polizei, die in der Innenstadt auch an Ampelkreuzungen den Verkehr regelt. Wenn Staatsbesuch kommt, wird das Zentrum abgeriegelt, die Autofahrer werden mit barschen Gesten aufgehalten oder umgeleitet. Erklärungen gibt es keine. Auch wenn sich hohe Genossen in ihren schwarzen Limousinen nähern, kommt der Verkehr zum Stillstand. Als sich eines Abends ein Mercedes-Notarztwagen dem abgesperrten Derschinski-Platz näherte und an den wartenden Fahrzeugen auf der Gegenspur vorbeizog, wurde er von einem Milizionär so lange gestoppt, bis der Funktionär vorbei war.

Herrisch winken Polizisten mit ihrem schwarz-weißen Stock Autofahrer an den Straßenrand. Die, erschrocken und sich häufig keiner Schuld bewußt, greifen die Papiere und eilen dem Uniformierten demütig entgegen, um sich für etwas zu entschuldigen, was sie gar nicht getan haben – eine alltägliche Szene im Moskauer Straßenverkehr.

Einem Fahrer, der gegen seine Bestrafung auf der Polizeiwache protestierte, wurde erklärt, solange er keine Zeugen präsentieren könne, habe immer der Polizist recht. Der vertrete schließlich den Staat. Die Zeitung „Moskauer Komso-molze“ schilderte vor einem Jahr die Polizei-Willkür. Tendenz: Moskauer



Polizist mit Radarpistole: Nur auf Strafen aus ...

Milizionäre seien unhöflich und nur auf Strafen aus, anstatt aufzuklären.

Der Artikel hatte ein Nachspiel. Der mutige Schreiber, außerhalb von Moskau wohnhaft, mußte nach der Veröffentlichung eine Zufahrtsgenehmigung beantragen, weil die Stadt wegen der internationalen „Spiele des guten Willens“ aus Sicherheitsgründen gesperrt war. Der örtliche Polizist verweigerte ihm das Papier – aus Rache für die Kritik an seiner Zunft.

Trotz des rigorosen Vorgehens der Miliz ist die Moskauer Unfallrate erstaunlich hoch. Insgesamt starben 1982 in der Stadt 749 Menschen, 5802 wurden verletzt. 1985 kamen allein 484 Fußgänger ums Leben (London: 247), darunter 30 Kinder.

Suff am Steuer, technische Mängel und Leichtsinns tragen zu der hohen Zahl von Karambolagen bei. Häufig haben sowjetische Privatwagen (auf dem Nummernschild steht ein Buchstabe vor der Zahl) keinen Außenspiegel, weil der aus Angst vor Dieben vom Besitzer abmontiert wurde. Daß Autos sich nur wenige Millimeter aneinander vorbeimogeln, ist nicht ungewöhnlich, ebenso der Brauch, trotz roter Ampel einige Meter in den Kreuzungsbereich hineinzufahren.



telefonieren will, muß auf die Straße oder zu einem Nachbarn, der als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges oder als Invalide einen Anschluß bekommen hat.

Die Wohnung ist für Moskauer Verhältnisse groß: 45 Quadratmeter für vier Personen – drei Zimmer, Küche und Bad, ein kleiner Balkon. Die Monatsmiete: 13 Rubel 90.

Besitzer ist ein Moskauer Bauarbeiter, seine Frau schafft halbtags in einer Wohnungsverwaltung. Ihr gemeinsamer Verdienst liegt bei 250 Rubel im Monat.

Die beiden haben zwei Söhne, Wolodja und Igor. Wolodja geht in die zehnte, Igor in die sechste Klasse der nahen Mittelschule. Beide schlafen in einem Zimmer. An der Wand hängen Urkunden und Medaillen von Sportfesten. Der Raum ist karg ausgestattet: ein Schreibtisch, eine Liege und eine ausklappbare Couch. Der Boden ist mit Linoleum ausgelegt.

Auch im Wohn- und Schlafzimmer stehen wenig Möbel. Im Schlafraum der Eltern gibt es eine Liege, im Wohnzimmer einen ständig laufenden Farbfernseher, Tisch, Stühle, einen Sessel sowie eine Schrankwand mit einigen Büchern.

1000 Rubel kostete das Stück im Stil der fünfziger Jahre. Die Familie hat es über den Großvater bekommen, der als Kriegsinvalide bei der Zuteilung von defizitären Möbelstücken bevorzugt behandelt wurde. Sonst beträgt die Wartezeit mehrere Jahre, wie der Hausherr sagt.

Anatolij, 26, ist Aspirant der Mathematik und Stürmer der Universitäts-Eishockeymannschaft. Er schreibt seine Doktorarbeit über Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Der junge Mann bewohnt ein schmales, ungefähr neun Quadratmeter großes, spartanisch ausgestattetes Zimmer in einem Wohnturm der Lomonossow-Universität auf den Lenin-Hügeln. Der Schrank, sagt Anatolij verächtlich, stammt „noch aus Stalins Zeiten“, in denen das Universitätsmonstrum errichtet wurde. Bett, Stuhl und ein kleiner Schreibtisch sind nicht viel jünger.

Im Vorraum befinden sich Toilette und Dusche, die auch von den Bewohnern des gleichgroßen Nachbarapartments, einer Studentenfamilie mit kleinem Kind, benutzt werden.

Als Student lebte Anatolij in ähnlich beengten Verhältnissen wie nun seine Nachbarn. Seine Unterkunft mußte er mit drei bis vier anderen Kommilitonen teilen. Später bekam er allerdings ein Einzelzimmer, da er als erfolgreicher Sportler in den Kreis der privilegierten Studenten aufgenommen wurde.

Nun erhält er 85 Rubel monatlich Stipendium. Davon gehen Steuern, Miete für das Zimmer und Mitgliedsbeiträge ab, so daß ihm rund 70 Rubel im Monat verbleiben – „zu wenig zum Leben, zuviel zum Sterben“, sagt Anatolij. Als Student kassierte er lediglich 40

anzuwerfen, weil sie nur für den Ölverkauf zuständig ist



Unfallträchtig sind schlechte Straßen, auf denen sich Autofahrer zuweilen wie auf einem Dorfacker, aber nicht wie in der Metropole einer Supermacht fühlen. Besonders im Winter sind die Autos gezwungen, um tiefe Löcher herumzukurven. Warntafeln gibt es selten. Aus dem Asphalt ragende oder gar offene Gullys zwingen zu heftigen Ausweichmanövern.

Auf dem Papier existieren strenge Abgaswerte. Doch es gibt, so meldete das Regierungsblatt „Iswestija“, Milizstationen, die gar keine Kontrollgeräte haben. Schwarze Abgaswolken nehmen den Autofahrern häufig für Sekunden die Sicht. Und es gibt Kreuzungen, an denen zeitweise die linke Ampel Grün zeigt, die rechte Rot oder eine gleichzeitig alle drei Farben.

★

Das Neubaugebiet Orechowo liegt im Süden Moskaus und ist der Stolz der Stadtväter. Wer hier hinzieht, hat es geschafft, ist heraus aus der

engen Kommunalwohnung, in der er Flur, Küche und Bad mit anderen teilen mußte und mit Familie in einem Zimmer hauste.

Der Asphalt dieses Moskauer Neubaugebiets, das sich äußerlich kaum vom Berliner Märkischen Viertel oder dem Hamburger Mümmelmannsberg unterscheidet, ist vom Frost aufgebrochen. Gelbe Busse schaukeln die Bürger zur U-Bahnstation.

Einige Bewohner des Blocks besitzen bereits ein Telefon – ein Privileg, denn die Post ist mit dem Bau einer Telefonzentrale noch nicht fertig geworden. Wer

... anstatt aufzuklären: Verkehrskontrolle

Wenn ein Schiguli, ein Wolga oder ein Saporoschek seinen Geist aufgibt, schieben ihn die Chauffeure nicht an den Straßenrand, sondern machen sich mitten auf der Fahrbahn an die Reparatur. Auf den Straßen stehen nachts zuweilen unbeleuchtete Lkw mit Motorschaden, verlassen vom Fahrer, weil der Abschleppwagen auf sich warten läßt.

Als Warnzeichen dient oft ein an den Hinterreifen gelehntes Sitzpolster oder ein Eimer. Warndreiecke sind, obwohl Vorschrift, rar, da die Massenproduktion lange im Plan nicht vorgesehen war.



Moskauer Neubauviertel: Wer hier hinzieht, hat es geschafft

Rubel, freilich nur dann, wenn seine Noten „sehr gut“ oder „gut“ waren.

Der angehende Wissenschaftler ist stets auf der Suche nach einer Nebenbeschäftigung. Zuweilen hält er in Betrieben Vorträge über die notwendige „Kompjuterisazija“ des Landes oder er schützt als Nachtwächter Baustellen vor Dieben. Derzeit fegt er für 70 Rubel im Monat den Hof einer Moskauer Behörde.

Das Regime im Wohnheim gleicht dem einer Anstalt für schwer erziehbare Jugendliche. Polizisten bewachen die Eingänge, Freunde und selbst Angehörige müssen um 23 Uhr das Haus verlassen.

Die Bewohner haben um ein Uhr nachts zu Hause zu sein – nüchtern. Wer sich nicht an die Regeln hält, dem droht nicht nur der Rauswurf aus dem Heim, sondern auch der Verlust des Studienplatzes.

Freund oder Freundin aus der Universität dürfen nicht im Zimmer übernachten. Zum Glück gibt es aber, so berichtet Anatolij, weniger nächtliche Kontrollen als früher. Die unerlaubten Besucher müssen dann im Schrank verschwinden, oder sich in schwindelnder Höhe auf dem Fenstersims verstecken.

★

Schräg gegenüber vom Zentralkomitee am Alten Platz 4, an dem auch Touristen vorbeiflanieren und einen Blick auf die Kantine der Genossen in der Nikitnikow-Gasse neben der Kirche werfen können, liegt das Polytechnische Museum. In einem Flügel arbeitet die

Gesellschaft „Snanije“ (Wissen) – eine Art Volkshochschule für die Moskauer.

Hier können sie zum Beispiel etwas über die „Moralischen Probleme der sowjetischen multinationalen Literatur“ erfahren oder im Abonnement 54 über „Aktuelle Probleme der sowjetischen Kultur im Lichte des 27. Parteitages der KPdSU“.

In der Veranstaltung „Im Kampf mit dem sozialen Übel“ treten Staatsanwälte auf, um gegen den Alkohol-Mißbrauch zu agitieren. Das Publikum ist gemischt: einfach gekleidete Leute, die sich auf roten Plastiksitzen die Zeit vertreiben, aber auch Partei-Propagandisten, die das Gehörte in Wohngebieten oder in Werken weitergeben sollen.

Staatsanwalt Tschitschikow ist ein hochgewachsener Mann mit schütterem Haar und nervösem Zucken im Gesicht. Bevor er beginnt, bekommt er Tee aufs Pult gereicht.

Der Mißbrauch von Alkohol in der UdSSR, befindet er, sei das Resultat von schlechter Tradition und schlechter Erziehung. Das Problem wachse unter Frauen und Jugendlichen, viele Verbrechen gingen auf Alkoholmißbrauch zurück, 70 Prozent aller Morde würden im Suff begangen.

Nach dem Vortrag kann das Publikum Fragen stellen, die vorher schriftlich eingereicht werden müssen. Die Diskussionsleitung nimmt auch unbequeme Fragen an, die nicht zum Thema passen. Ob es wahr sei, daß ein Minister aus der Sowjet-Republik Moldawien in Moskau ermordet worden sei, will zum Beispiel jemand von den Staatsanwälten wissen. Die Antwort lautet „ja“.

Viele Besucher nutzen die Gelegenheit, persönliche Fälle zu schildern. Sie beklagen sich über Ungerechtigkeiten bei der Wohnraumverteilung, eine Frau möchte Rat, wie sie ihrem Mann helfen könne, aus dem Gefängnis herauszukommen.

Die Vortragsveranstaltungen in der Gesellschaft „Snanije“ geraten denn auch häufig zum Forum für Kritik an Mißständen in Stadt und Land. Von der Partei werden sie offenbar als Gelegenheit zum Dampfablassen gefördert.

Als etwa in der Veranstaltung „Der Kampf gegen Abweichungen von der sozialistischen Moral – ein wichtiger Beitrag für die Formung des neuen Menschen“ Redner Professor Kossolapow, ein dicker Mann mit langem Haar, nur Phrasen drischt, reagieren viele der 20 Zuhörer aggressiv: „Warum haben Sie nicht über Gott gesprochen“, fragt einer, „ohne Gott sinkt der Mensch tiefer und tiefer.“ Kossolapow: „Wenn diese Frage keine Provokation ist, dann ist sie ein Witz.“

Ein anderer Zuhörer möchte wissen, warum eine Stadt nach dem früheren Parteichef Breschnew benannt wurde, wenn der doch nun wegen Fehlleistungen kritisiert werde. Antwort: Die Geschichte werde die Bedeutung Breschnews zeigen.

★

Gegenüber den Wohnhäusern der Sowjet-Elite in der Alexej-Tolstoi-Straße bewohnt im Haus Nr. 16, Kommunalquartier Nr. 4, der Moskauer Maler Sergej Wolochow zwei Zimmer. Eins davon ist sein Atelier. Der 49jährige

Wolochow, ein fröhlicher Mann mit rundem Gesicht, schütterem Haar und Vollbart, zählt zu den rund 100 nonkonformistischen Künstlern Moskaus – jenen, die nicht Mitglied im offiziellen Künstlerverband sind, weil sie nicht so malen, wie es der Staat gern will.

Wolochow bringt große Kompositionen auf die Leinwand. Eines seiner monströsen, aus mehreren Teilen bestehenden Werke heißt „Geburt“: Viel Blut ist zu sehen, der Geburtskanal, ein Embryo.

Sein Stolz ist ein etwa zwei mal drei Meter großes Gemälde: eine gebärende Frau mit Krallen, umgeben von Schläuchen, Kabeln und Glühbirnen. Sie liegt auf der Fläche der Sowjet-Union und soll Rußland symbolisieren. Die Lampen sind eine Anspielung auf das Lenin-Wort: „Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.“

Am Rand hat Wolochow quadratische Bilder mit Motiven gruppiert, die das Leben Rußlands symbolisieren: Volk, Intelligenz, Glaube, Zweifel, Staat, Macht, Gesetz und Angst.

Trotz seines Abweichens von der offiziellen Linie bemüht sich Wolochow um die Aufnahme in den Künstlerverband. Dies würde ihm soziale Sicherheit und ein regelmäßiges Einkommen beschern.

Denn Behörden und Unternehmen, Bibliotheken und Kulturhäuser kaufen Bilder ausschließlich von Mitgliedern des Verbandes.

So verdient der Künstler seinen Lebensunterhalt als Maler von Losungen und Plakaten in einem medizinischen Institut. Er erhält dort 80 Rubel im Monat. Gelegentlich verkauft er seine Gemälde und Graphiken an ausländische Diplomaten und Journalisten, die für viele Moskauer nonkonformistische Maler die einzigen Kunden sind.

Dabei geraten manche Künstler in Gefahr, ihre Rücken zu verkürzen, die sie im Kampf mit der Partei um ihre künstlerische Freiheit lange gerade gehalten haben.

Denn um ihren Lebensunterhalt zu sichern, malen sie nun Gefälligkeitsbildchen, die ihrem Stil eigentlich nicht entsprechen: Auf die Wiese kommt ein

Kirchlein mit Zwiebeltürmen, weil dies bei den ausländischen Kunden als Souvenir gefragt ist.

Wolochow hat nicht nur das Glück, einen Job zu haben, sondern auch einen Mäzen – einen Mathematiker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der es sich gesellschaftlich erlauben und finanziell leisten kann, die Wände mit nonkonformistischer Kunst zu behängen.

Kein billiger Spaß: Wolochow nimmt für eine Graphik, etwa Szenen aus Mittelasien, verfremdet mit farbigen Strichen, 100 Rubel.



Malers Wolochow in seinem Atelier
„Volk, Glaube, Zweifel, Staat, Gesetz und Angst“

Unter Parteichef Gorbatschow, der eine offenere Kulturpolitik betreibt, geht es Wolochow besser. Jüngst durfte er auf einer kleinen Schau in der Lomonossow-Universität sein Embryo-Bild zeigen.

In drei engen Kellerräumen des Hauses Malaja-Grusinskaja-Straße 28, unweit der bundesdeutschen Botschaft, drängen sich die Menschen. Es läuft eine der regelmäßigen Ausstellungen Moskauer nonkonformistischer Künstler, die unter dem Dach der Graphiker-Gewerkschaft rund viermal im Jahr ihre Werke präsentieren dürfen.

Vor jeder Eröffnung prüfen Abgesandte des Kulturministeriums, ob die Bilder auch nicht etwa eine deutlich

erotische, religiöse oder staatsfeindliche Aussage haben. Diskussionen mit den Zensoren sind nicht möglich. Gleichwohl ist in der Malaja Grusinskaja mehr erlaubt als anderswo.

An den Wänden hängt, was in Hamburg oder New York längst kein Aufsehen mehr erregen würde, in Moskau aber noch immer ungewöhnlich ist.

Vor allem Abstraktes präsentieren die Nonkonformisten diesmal: das „Objekt Nr. 4“ zum Beispiel, ein blauer Kreis mit Punkten oder grelle Farbmuster, die dem Maler Viktor Vasarély nachempfunden sind.

Eine düstere Komposition in Braun hat die Kreuzigung Jesu zum Thema: „Der Henker bereitet das Kreuz vor.“ Auf einem Gemälde in blauen Tönen des Malers Schugurow sind drei Köpfe mit Irokesen-Frisuren zu sehen – offensichtlich eine Anspielung auf die Propagandaplakate von Marx, Engels und Lenin.

Das Publikum ist gemischt. Intelligenz mit Rollkragenpullover und Bart, junge, westlich gekleidete Leute, Frauen und Männer im Hippie-Stil, Besucher aus der Nachbarschaft, ein junger Soldat der Kreml-Wache mit dunkelblauen Schulterklappen.

★

Ein anderes Gewerbe ist unter den Moskauern immer wieder beliebtes Gesprächsthema, und die Zeitungen „Sowjetskaja Rossija“ und „Moskauer Komsomolze“ bestätigten kürzlich sogar erstmals seine vom Staat verbotene Existenz: die Schönen der Nacht mit ihren Beschützern, die bei den Hauptstädtern „Alfons“ heißen. Die Mädchen selbst werden „Katja“ genannt – zum einen, weil die Kaiserin Katharina II. ebenfalls die Männer sehr liebte, zum anderen, weil auf dem zaristischen 100-Rubel-Schein Zarin „Katja“ abgebildet war – und 100 Rubel kostet solch eine Nacht.

In den Bars der Ausländerhotels „National“, „Meschdunarodnaja“, „Intourist“ oder „Kosmos“ gehen die „nächtlichen Jägerinnen“ („Moskauer Komsomolze“) ihrem Gewerbe ganz offen nach, umgirt von Touristen und Geschäftsleute, um mit ihnen gegen Bezahlung in Devisen die Nacht zu verbringen. Dabei haben nicht selten unauffällige, gut gekleidete junge Herren ein Auge auf die ersten Kontakte.

Moskauer vermuten, daß dies Agenten des KGB sind, die nach Bedarf mit Hilfe der Mädchen Informationen einholen oder die Kunden auch mal in prekäre Situationen hineinmanövrieren können. Als Gegenleistung haben die Damen Zugang zu den Hotels und dürfen westliche Währung besitzen.

Ein Teil der Valuta geht freilich für teuren Fummel drauf, die Dirnen sind gekleidet wie Modelle von Cardin. Nicht selten handeln sie untereinander Kleider und Blusen für 600 bis 1000 Rubel.

In der eigentlich nur für Westler zugänglichen Diskothek des Hotels „Kos-

mos“ verschwindet Kommissar Alfons ungeniert in den Hinterräumen, mancher fällt durch seltsame Utensilien auf: Selbst im Schummerlicht der nach westlichem Vorbild eingerichteten Disko bleibt der Regenschirm immer in der Nähe – Anlaß zur Vermutung, daß im Parapluie ein Mikrophon verborgen ist.

Auf der Tanzfläche spielen sich schon mal Szenen ab, die der Tourist nur vom Kiez gewohnt ist. So entbrennt eines Nachts unter den Neonröhren ein erbitterter Streit zwischen einem Mädchen und ihrem sowjetischen Begleiter, der ihr schließlich die Lippen blutig schlägt – kein Kellner wagt einzugreifen.

Die 3500 registrierten Prostituierten arbeiten nicht nur in der Glitzerwelt der internationalen Hotels. Kenner der Szene berichten, in den Warteräumen des Kasaner, Leningrader und Jaroslawler Bahnhofs am Komsomolski-Platz bieten sich nachts als Reisende getarnte Frauen an. Die Preise haben sie zuweilen nach alter Sitte auf die Schuhsohlen geschrieben.



Prostituierte in Moskau: Die nächtlichen Jägerinnen ...

Aber auch in Restaurants und Cafés versuchen Gelegenheits-Prostituierte Gäste zu überreden, „noch einen lustigen Abend zu verbringen“. Freund oder auch ein Taxifahrer, oft beides in einem, handeln den Preis aus. Zuweilen sind es Frauen, die selbst oder deren Partner alkoholsüchtig sind und so die nächste Flasche Wodka finanzieren wollen.

Der Studentenrat einer Hochschule bestätigte dem „Moskauer Komsomolzen“: „Wir kennen solche ‚Schönen‘, die in anderen Wohnheimen arbeiten.“

Für gehobene Kreise gibt es Callgirls – junge, oft verheiratete Frauen, die tagsüber in Büros, Krankenhäusern oder wissenschaftlichen Instituten ehrbaren Berufen nachgehen und nachts das Familienbudget aufbessern wollen.

Ihre Telefonnummern kursieren unter den Kunden, die eine Kontaktnummer, meist eine Freundin, anrufen müssen, um sich zu verabreden. Gefällt der Interessent, kommt das Geschäft zustande: der Preis liegt um die 100 Rubel pro Nacht, ein beträchtlicher Teil eines durchschnittlichen Monatsgehalts.

★

In einem Hof vor dem Eingang der U-Bahnstation „Kusnezki Most“ steht eine lange Schlange: Die Verkäuferin eines nahen Buchgeschäfts hat ihren Arbeitsplatz ins Freie verlagert. Hinter einem Tisch bietet sie Stendhals „Rot und Schwarz“ an.

Auf der Straße haben sich, wie zufällig, Männer und Frauen angesammelt, alle mit schweren Taschen und Tüten. Obwohl die Menschen eng zusammenstehen, wechseln sie kaum ein Wort. Ein Polizist auf der anderen Seite läßt sie zunächst nicht aus den Augen.

Als er sich entfernt, kommt Bewegung in die Gruppe. Die Menschen zeigen sich gegenseitig Zettel, auf denen sie Buchtitel notiert haben: Der Kusnezki Most ist traditioneller Moskauer Umschlagplatz für Bücher – offiziell in den zahlreichen Geschäften, inoffiziell auf der Straße. Geht die Polizei zu aktiv gegen die Schwarzhändler vor, ziehen sie in andere Stadtteile um, bis die Miliz wieder aufmerksam geworden ist.

Nicht selten stehen Hunderte von Menschen zusammen, die sich leise unterhalten, Zettel mustern, Koffer aufklappen, um einen Blick auf ihr Angebot zu gewähren.

Die Handelsobjekte sind in den wenigsten

Fällen Dissidenten-Literatur, denn die Verbreitung vermeintlich „antisowjetischer“ Bücher wird streng bestraft. Vielmehr handeln die Moskauer „defizitnye“ Werke, und Mangelware ist so ziemlich alles, was gut ist: ins Russische übersetzte Autoren wie Dumas, Jack London, Böll, Grass sowie russische und sowjetische Klassiker.

Ihre Werke sind oft nur in kleinen Auflagen gedruckt worden und kurz nach Erscheinen ausverkauft. Ein großes Kontingent geht aus unerfindlichen Gründen in die Ausländerläden und ist somit für die Mehrheit der lesehungrigen Hauptstädter nicht erreichbar.

In den Buchläden gibt es Bestellabteilungen, in denen sich Moskauer über geplante Neuerscheinungen informieren und dann schriftlich ordern können. Zudem haben sie die Möglichkeit, in über 100 Geschäften offiziell zu tauschen.

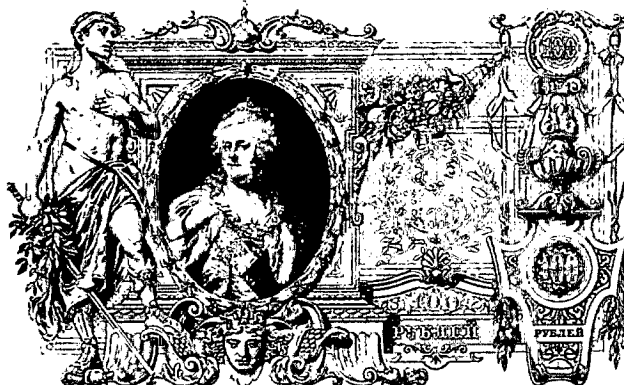
Im Büchermagazin in der Kirow-Straße – gegenüber ist vor einer Imbiß-Stube Moskaus Hippie-Treffpunkt – hängen zum Beispiel über 200 Zettel mit Angebot und Nachfrage an der Wand. So bietet jemand von F. Scott Fitzgerald „Zärtlich ist die Nacht“ und verlangt dafür eine zweibändige Ausgabe von Erich Maria Remarque.

Wer keine speziellen Wünsche hat, kann seine Bücher dem Geschäft verkaufen, das den Preis schätzt und für den Service 20 Prozent des Ankaufpreises einbehält. Dafür offeriert die Verkäuferin aus ihrem Fonds dem Kunden eine Auswahl anderer Autoren.

Wer will, kann auch beim „Bukinist“ Bücher erwerben. Bei ihm unterscheidet sich das Angebot kaum von dem westlicher Buchantiquariate – zaristische Gesetzestexte oder ins Russische übersetzte amerikanische Detektiv-Broschüren aus den 20er und 30er Jahren.

★

Sonntag nachmittag: Der Zahn schmerzt so stark, daß der Moskauer Verwaltungsangestellte Wladimir Kusnezow die Notklinik Nr. 50 in der



... werden Katja genannt: Alter 100-Rubel-Schein mit Zarin Katharina II.



Beerdigung auf einem Moskauer Friedhof: „So, jetzt könnt ihr die Blumen hinlegen“

Werchnjaja-Krassosselskaja-Straße in der Nähe des Komsomolski-Platzes aufsucht. Am Eingang muß er Ausweis oder Arbeitsbuch vorzeigen, eine Krankenschwester fragt nach seinen Beschwerden. Die Behandlung ist kostenlos.

Dann teilt sie ihn für Zimmer 16 ein. Kusnezow setzt sich auf eine Bank in der Mitte der großen Wartehalle. Hin und wieder öffnet sich eine der vielen Türen. Patienten verlassen die Zimmer, andere gehen hinein, manche mit bis zur Unkenntlichkeit geschwollenen Gesichtern. Eine Arzthelferin trägt auf einem Tablett Spritzen durch den Raum.

Hinter der Tür zu Zimmer 16 tut sich nichts. Endlich beschließt Kusnezow hineinzuschauen. Eine Ärztin mit weißer Haube sitzt am Fenster und liest. Sie bittet ihn freundlich, Platz zu nehmen.

Die Apparatur ist „importny“ und sieht modern aus. Lediglich das Spülbecken ist verstopft mit blutigen Wattebällchen. Wladimir Kusnezow schielt mit Unbehagen auf die suppende Masse.

Die Ärztin will den Zahn ziehen. Kusnezow hat Einwände, der Zahn ist nach seiner Meinung noch zu retten. Die Medizinerin schickt ihn zum Röntgen in einen anderen Raum, der gerade renoviert wird. Der Apparat steht noch inmitten von Bauschutt.

Das Röntgenbild gibt Kusnezow recht: Lediglich eine Wurzelbehandlung ist fällig. Der Mann muß aus dem Behandlungsstuhl, da die Ärztin in Zimmer 16 nur für Extraktionen zuständig ist. Sie schickt ihn zurück zur Anmeldung, wo sein Name von einer Kladde in eine andere übertragen wird.

Das zweite Behandlungszimmer ähnelt dem ersten: moderne Apparatur, verstopftes Spülbecken. Das Fenster zur Straße ist weit geöffnet, ab und an schauen besorgte Bürger auf der Suche nach Angehörigen hinein.

Die Behandlung ist schmerzhaft, obwohl der junge Arzt gekonnt vorgeht. Schließlich entscheidet er: „Betäubungsspritze“. Die liegt, bereits aufgezogen, in einem anderen Raum. Danach wankt Kusnezow wieder zurück in das Zimmer des Arztes.

In der Werksklinik wird die Behandlung Kusnezows fortgesetzt. Die Ärztin drückt ihm schmerzstillende Mittel in den Wurzelkanal, während sie sich ange-regt mit ihrer Kollegin unterhält, die an einem zweiten Stuhl plombiert.

Leider sammelt sich bei Kusnezow zuviel Speichel im Rachen an, so daß die Medizinerin den sonst nicht benutzten Sauger anschließt. Der versagt nach einer Weile seinen Dienst.

In mehreren Sitzungen gelingt es der Ärztin nicht, den zweiten entzündeten Wurzelkanal vollständig zu heilen. Entnervt entläßt sie den erleichterten Kusnezow, der seinen Nerv behalten hat.

★

Vor dem Rogoschskoje-Friedhof im Osten Moskaus, wo es drei Gemeinden Altgläubiger gibt, haben sich rund 20 Leute versammelt.

Es sind Nachbarn, Kollegen und Freunde eines 54jährigen Chauffeurs, der einem Herzinfarkt erlag. Nach einigen Minuten trifft ein Bus mit dem Sarg und den nahen Verwandten des Verstorbenen ein.

Nachdem sie die Leiche vom Krankenhaus abgeholt hatten, waren sie zu seinem Wohnhaus gefahren, um ihn dort auf der Straße aufzubahren. So wird in Moskau noch heute nach altem Brauch den Mitbewohnern Gelegenheit gegeben, ihr Beileid zu bekunden.

Die Moskauer offenbaren dabei ein natürliches Verhältnis zum Tod: Sie ha-

ben keine Scheu, einen Leichnam zu zeigen, ihn anzusehen oder zu berühren. Selbst Opfer von schweren Verkehrsunfällen, von Sektionsgehilfen nur mühsam wieder zusammengeflickt, werden mitunter im geöffneten Sarg zur Schau gestellt.

Auch die Beerdigung des Chauffeurs ist für westeuropäische Verhältnisse unverkrampft. Die Trauergäste sind leger gekleidet, nur die engsten Verwandten tragen Schwarz. Eine Drei-Mann-Kapelle (Gebühr 55 Rubel für zwei Stunden) spielt Trauermusik.

Am Grab findet ein „traurny miting“ statt. Kollegen des Verstorbenen berichten über seine Tugenden, ungehemmt fließen die Tränen. Dann spricht die Schwester zum Toten: „Wie sollen wir bloß leben ohne dich?“

Mittlerweile ist der Totengräber auf einem knatternden Motorroller herangekommen. Die Hosen des Mannes sind schmuddelig, die Ärmel des karierten Hemdes hochgekrempelt. Auf den Spaten gestützt, gibt er Anweisungen: „So, jetzt könnt ihr die Blumen hinlegen.“

Auf das Leichentuch, so schlägt er vor, könnte die Witwe noch ein Kreuz mit Sand streuen, bevor der Sarg geschlossen werde – „den Querbalken von rechts nach links“. Dann nagelt er mit kräftigen Schlägen den Sarg zu.

Als der aus Platzgründen schräg in der Erde versinkt, erklingt Chopins Trauermarsch. Solche Beerdigung kostet 14 Rubel 50. Für Särge sind zwischen 34 und 85 Rubel zu zahlen.

Die Witwe läßt nach der Zeremonie alle Anwesenden zur „Erinnerung“ an den Toten ein. In der Wohnung wird die Trauer mit Wodka betäubt, in Trinksprüchen der Tote gepriesen.

Ende